

# **AUFGEWACHSEN IN OST UND WEST**

***64 Geschichten für eine wirkliche  
Wiedervereinigung***

*Herausgegeben von Katrin McClean und Torsten Haeffner*

**RUB|KON**

**Sollten Sie Tipp- oder Satzfehler in diesem Buch finden, freuen wir uns über einen Hinweis an [korrekturen@rubikon.news](mailto:korrekturen@rubikon.news).**

**Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.**

**Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.**



**ISBN 978-3-96789-009-9**

**1. Auflage 2020**

**© Rubikon-Betriebsgesellschaft mbH, Mainz 2020**

**Lektorat: Dr. Katharina Theml**

**Konzept und Gestaltung: Buchgut, Berlin**

**Druck und Bindung: Friedrich Pustet GmbH & Co. KG, Regensburg**

**Printed in Germany**

[www.rubikon.news](http://www.rubikon.news)

# Inhalt

## VORWORT

*Geschichten können Brücken bauen*

## NACHKRIEGSERZÄHLUNGEN

### Kapitel 1

*Emma Eschenbach*

*Bilder einer Kindheit*

*Sylvia Lenz*

*Winter in den Fünfzigern*

*Peter Knauth*

*Von der Grenze ins Gefängnis*

*Helga Thomsen*

*Wie ich die Spätfolgen der Nazi-Ideologie zu spüren bekam*

*Uschi Ziegeler*

*Abitur in den sechziger Jahren*

*Peter Mann*

*Fernsehen mit der Nachbarschaft*

*Jörg Philipp*

*Ein Punk auf den Spuren der Nazi-Vergangenheit*

## FAMILIENGESCHICHTEN

### Kapitel 2

*Rosemarie Eidel-Reitze*

*Eine Flüchtlingsfamilie in Schleswig-Holstein*

*Charlotte Elisabeth*

*Mein schwieriger Start ins westliche Leben*

*André Reifenrath*

*Eine Großfamilie in den siebziger Jahren*

*Carola Kleinschmidt*

*In der Vulkaneifel*

*Angela Reinhardt*

*Die Nichtreise in den Garten*

**Gerlinde Ebner**  
**Wie ich mein katholisches Dorf erlebte**

**Irene**  
**»Die Zeit, die gut hin ist, kommt nicht schlecht wieder!«**

**Torsten Haeffner**  
**Wundschorf**

**Norbert Fleischer**  
**Der »Aufstand« im Krankenhaus**

**LEKTIONEN**  
**Kapitel 3**

**Antje K**  
**Mein schönes kleines Land**

**Helga Thomsen**  
**Schüchi**

**Uschi Ziegeler**  
**Die berufstätige Frau: Chance oder Gefahr?**

**Christine Njoum**  
**Die Prüfung**

**Irene**  
**Wenigstens Jesus liebt mich**

**Bettina-Maria Henze**  
**Ohrfeigen**

**Matthias Stark**  
**Russisch - wofür?**

**TRÄUME UND VISIONEN**  
**Kapitel 4**

**Frank Wegner**  
**Das Jahr, in dem ich in die Zeitung kam**

**Reinald Wegner**  
**Wie ich mit zwölf zuerst Held und dann »Staatsfeind« wurde**

**Katrin McClean**  
**Warum ich Anne Frank Briefe schrieb**

**Susanna M. Farkas**  
**WertLos**

**Uschi Ziegeler**  
**Von der Karteileiche zum Ehrenamt**

**Jenny Friedheim**  
**Teenager-Alltag in den Siebzigern**

**Jara**  
**Kindheit in Orange**

**BETRIEBSBERICHTE**  
**Kapitel 5**

**Helga Thomsen**  
**Emanzipation im Westen**

**Claudia Dreyer**  
**Vorweihnachtszeit im Gefängnis**

**Dieter Kähler**  
**Das Staatsprojekt**

**Torsten Haeffner**  
**Backstuben-Horror**

**Wulf Mirko Weinreich**  
**Als Sensibler in der Reste-Kompanie**

**Beate Strehlitz**  
**Es passt nicht**

**POLITISCHE PROTOKOLLE**  
**Kapitel 6**

**Andreas Peglau**  
**Die Partei hatte immer recht? Die Deutsche Demokratische Republik im Spiegel ihrer Rock- und Popmusik**

**Rainer Lewandowski**  
**Deutschstunden**

**Jenny Friedheim**  
**Medienkonsum eines unpolitischen Menschen**

**Rudolf Wedekind**  
**Meine Kriege**

**Wulf Mirko Weinreich**  
**Biermann-roter Pazifist**

**Katrin McClean**

## Die Stasi in der DDR

### **GRENZERFAHRUNGEN**

#### Kapitel 7

*Susanna M. Farkas*

#### Mauern

*Peter Mann*

#### Bis die Grenze geschlossen wurde

*Peter Knauth*

#### Begegnung mit dem ehemaligen »Feind«

*Helga Thomsen*

#### Ein gelber Luftballon

*Frieda Lowick*

#### Klaus

*Peter Mann*

#### Unsere Flucht in den Westen

### **DAS ANDERE DEUTSCHLAND**

#### Kapitel 8

*Peter Knauth*

#### Schwerer Anfang im Westen

*Torsten Haeffner*

#### Die Stimme der DDR

*Pauline Max*

#### Wie mein Vater zum Schmuggler wurde

*Guido Liedtke*

#### Ost-West-Verkehr der anderen Art

*Christine Njoum*

#### Per Funk ins westliche Ausland

*Nila Wortmann*

#### Die schlechteren Deutschen

*Susanna M. Farkas*

#### Dritter Rang

### **WENDEGESCHICHTEN**

#### Kapitel 9

**Andreas Peglau**  
**Psychoanalyse im DDR-Rundfunk**

**Peter Frey**  
**Zum Glück wurde es kein Bürgerkrieg**

**Katrin McClean**  
**Die verschwundene Revolution**

**Jörg Hampel**  
**Als der Westen in den Osten kam**

**Torsten Haeffner**  
**Zwangshochzeit**

**Antje K**  
**Bundeskanzler werde ich auch noch!**

**Norbert Fleischer**  
**Als alle Mauern fielen**

**Wulf Mirko Weinreich**  
**Der kurze Rausch der Freiheit - mein Wendejahr in Leipzig**

**Holger Schatz**  
**Vom Ost-Diplomaten zum Westmanager**

**ANHANG**  
**Die Autorinnen und Autoren dieses Buches**

# **VORWORT**

# Geschichten können Brücken bauen

Vierzig Jahre gab es Deutschland praktisch zwei Mal. 28 Jahre lang standen sich die beiden Staaten schwer bewaffnet gegenüber. Die innerdeutsche Grenze trennte nicht nur Ost und West, sondern auch viele Familien. Sie prägte Schicksale.

Dann kam - vor 30 Jahren - die Wiedervereinigung. Seitdem wurde viel Geld investiert in den »Aufbau Ost«, seitdem reisen alle Bürger im vereinigten Deutschland ungehindert nach hüben und drüben und wählen Volksvertreter aus einer langen Liste von Parteien in die Parlamente.

Und doch bestehen noch immer gravierende Unterschiede zwischen Ost und West, mitunter vertiefen sie sich auf neue Weise. Zahlreiche Statistiken belegen das: Die Arbeitslosenrate ist in Ost deutlich höher als in West.<sup>1</sup> Umgekehrt verhält es sich mit der Vermögensverteilung: Das private Pro-Kopf-Vermögen ist im Westen mehr als doppelt so hoch wie im Osten.

Nur 2,8 Prozent aller heutigen hohen Entscheidungsträger wuchsen im Osten auf.<sup>2</sup> Dass die Kanzlerin aus Ostdeutschland kommt, wirkt da schon fast wie ein Ausrutscher in der jüngeren Geschichte. Tatsache ist, dass Ostdeutsche auch in den neuen Bundesländern nur selten viel zu sagen haben.

Auch menschlich blieb man sich bisweilen fremd. Die vielen Jahre der Zweistaatlichkeit, die unterschiedlichen

Erfahrungen in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft prägten die Bürger in Ost und West, und diese Prägungen sind es, die gegenseitiges Verstehen noch immer erschweren, ja manchmal sogar verhindern.

Auf beiden Seiten gibt es Vorurteile. Und Medien, die ebenfalls weitgehend von westdeutsch sozialisierten Akteuren besetzt sind, pflegen und fördern diese häufig. Die emotionale Spaltung des Landes scheint ihnen geradezu am Herzen zu liegen, vielleicht ja auch, weil sich damit Schlagzeilen und »Klicks« generieren lassen. »Ossi«-Schelte, manchmal gar -Häme kann verspüren, wer medial immer wieder über die »Rückständigkeit der Ostdeutschen« belehrt wird. Dies bleibt nicht ohne Folgen: Auch im Osten existieren entsprechende Pauschalurteile den Westdeutschen gegenüber. Selten fallen sie positiv aus.

Warum also dieses Buch? Genau darum: Weil Politik und Wirtschaft den einst zwangsweise angestoßenen Prozess der deutschen Wiedervereinigung und des Zusammenwachsens nicht weiterbringen können. Einander näherbringen kann uns nur die Kultur, die Literatur, die Tradition des Erzählens, des Zuhörens und des sich Erklärens. Hier ist jeder und jede Einzelne gefordert.

Wir - die Herausgeber dieses Buches - machen gerade im jetzigen Jubiläumsjahr die Erfahrung: Wo Menschen sich füreinander öffnen, Neugier zeigen, zuhören, nachfragen und von eigenen Erfahrungen berichten, da kann aus Unkenntnis Verständnis werden. Man stellt fest: Persönliche Schilderungen von glücklich Erlebtem und unglücklich Erlittenem helfen, Brücken zu bauen und eigene wie fremde Grenzen zu überwinden.

Wer engagiert und offen erzählt, wer aufrichtig zuhört, der bestreitet nicht länger, dass es individuelle Wahrheiten gibt, dass menschliches Leben, Lieben und Leiden ohnehin nur subjektiv erlebt werden kann und dass dieses subjektive Erleben Parallelen oder zumindest Ähnlichkeiten kennt, sich

also der Zuhörer im Erzähler wiederfindet und dann plötzlich nur ein kurzer Satz zu sagen ist, nämlich: »Mensch, das kenn ich auch!« Wo diese fünf Worte fallen, ist Annäherung und gegenseitiges Verstehen nicht nur möglich, sondern bereits geschehen.

Begegnen, Erkennen und Verstehen, auch dies eine Erkenntnis unserer zurückliegenden Arbeit, beginnen nicht mit intellektuellen Geschichtsbetrachtungen, politischen Auseinandersetzungen oder wirtschaftlichen Vergleichen, sondern mit dem »Du« und dem »Ich«.

Wer zuhören kann, stellt unweigerlich fest, dass Unterschiede bereichern und vorhandene Geschichtsbilder einander ergänzen können.

Und plötzlich verschwinden auch Narrative, die einen jahrzehntelang glauben ließen, dass es im Osten nur den bösen Stasi-Staat und im Westen nur »Freiheit statt Sozialismus« gab. Derlei hohle Formeln verlieren ihr Gewicht und ihre Bedeutung, wenn man etwa erkennt, dass die Wiedervereinigung viele Ostdeutsche zur Leugnung ihrer biografischen Realitäten zwang und vice versa deutlich wird, dass sich hinter wohlgepflegten Buchenhecken des Wirtschaftswunderwestens oft familiäre Dramen abspielten, deren Nachwirkungen noch heute spürbar sind.

Einander wahrnehmen zu können, setzt freilich voraus, sich selbst wahrzunehmen, sich zu erkennen und zu sich und seinen Erfahrungen zu stehen. Dem mögen alle AutorInnen zustimmen, die an Aufgewachsen in Ost und West mitwirkten. Mitunter waren schmerzvolle, mitunter freudvolle Erinnerungen aufzufrischen und niederzuschreiben. Da und dort mögen gar Tränen geflossen sein.

Das vorliegende Buch begann mit einem Aufruf auf Rubikon. news und auf verschiedenen Autorennetzwerken. Die Resonanz war überwältigend. Das Stichwort »Verständigung zwischen Ost und West« zog Menschen aus

allen Teilen Deutschlands an. Sie folgten der Aufforderung, von persönlichen Erfahrungen zu einem von 23 Themenkomplexen zu erzählen.

**Aufgewachsen in Ost und West** zeichnet ein facettenreiches Bild der deutsch-deutschen Gesellschaft vom Beginn der fünfziger Jahre bis zum Jahr 1990. Diese Erinnerungen ermöglichen es den Lesern, einzutauchen in die damaligen Welten der Autorinnen und Autoren und festzustellen: Typologien – also: »typisch BRD« oder »typisch DDR« – helfen nicht, einander besser zu verstehen. Zuhören, Lesen und sich einlassen auf die erlebten Geschichten schon. Die vorliegenden Texte entstanden in der Hoffnung, dass in Ost wie West eben genau dieser kurze Ausruf erklingen möge: »Mensch, das kenn ich auch!« Oder auch: »Das wusste ich noch gar nicht! Danke, dass du es erzählt hast.«

Um einen kurzen Einblick vorab zu geben, seien hier einige der vielen verschiedenen Inhalte benannt. Wir lesen von Frauen, die sich in der BRD selbstbewusst und gegen die Norm in Männerberufen behaupten oder von Jugendlichen in der DDR, die gegen die Dogmen ihrer Lehrer aufstehen, wir erfahren von Kindheitsträumen und verlorenen Illusionen, vom kargen Leben in der Nachkriegszeit oder von kulturellen Strömungen.

Manch westdeutscher Musikliebhaber wird Neues über die eigenständige Popkultur der DDR erfahren, und gleichzeitig teilten Jugendliche in Ost und West geradezu identische Erlebnisse.

Fast überall tun sich unerwartete Parallelen auf. Die Starrheit einer zentral gelenkten Planwirtschaft und ein konstant CDU-regiertes Dorf erzeugen im Leseerlebnis plötzlich ähnliches Empfinden.

Unser Dank gilt allen Frauen und Männern, die an diesem Buch mitwirkten und in aller Offenheit erzählten, was sie einst berührte und bis heute bewegt. Ihre Geschichten

können Brücken bilden, Verständnis füreinander schaffen, aber auch den Leser ermuntern, es den Autoren gleichzutun und die eigenen Geschichten zu erzählen. Geschähe dies, um Menschen in Ost und West einander näher zu bringen, wäre das Anliegen dieses Buches mehr als erfüllt.

Katrin McClean und Torsten Haeffner  
Hamburg und Basel, 17. Juni 2020

---

- 1** [www.zeit.de/wirtschaft/2019-10/vermoegensverteilung-einkommensungleichheit-deutschland-einkommen-vermoegen/seite-2](http://www.zeit.de/wirtschaft/2019-10/vermoegensverteilung-einkommensungleichheit-deutschland-einkommen-vermoegen/seite-2)
- 2** [www.migazin.de/2015/01/21/ossi-diskriminierung-nicht-migranten-ostdeutsche/](http://www.migazin.de/2015/01/21/ossi-diskriminierung-nicht-migranten-ostdeutsche/)

# **NACHKRIEGSERZÄHLUNGEN**

## ***Kapitel 1***

# ***Emma Eschenbach***<sup>®</sup>

## **Bilder einer Kindheit**

Ein Foto mit gezackten Rändern: Das Mädchen in dem grauen Wollkleid ist ungefähr zwei. Unter dem Kleid trägt sie mehrere Schichten warmes Unterzeug, dadurch sieht sie aus wie eine Kugel. Das Kleid hat quer über der Brust eine weiße Passe mit roten Marienkäfern.

Ein Familienfoto vor dem grau verputzten Mietshaus in Neckarsulm mit der Mutter des Vaters. Es ist Sommer und das Mädchen, ungefähr vier, trägt nur eine hinten zusammengenähte Schürze, an den Schultern hat die Schürze Flügelchen. Die dünnen Beine und die Flügelchen lassen sie leicht aussehen. Ihre Mutter hat die Arme nach vorne ausgestreckt, und das Mädchen hängt in ihren Armen wie in Turnstangen. Es lacht. Die Mutter sieht ernst und angestrengt aus, wahrscheinlich wegen der fast achtzigjährigen Großmutter, die sie pflegt. Die Oma war aus Herrnskretsch (heute Hrensko) bei Dresden geflüchtet. Angeblich war sie in einem Lkw unter einer Plane versteckt.

Die Familie des Vaters hatte vor dem Zweiten Weltkrieg einen Steinbruch im Elbsandsteingebirge. Die meisten Verwandten gingen nach 1945 in den Westen.

Gegenüber wohnte Olga Federenko. Die Familie kam aus Russland. Olga, die noch kein Deutsch sprach, und das Mädchen kommunizierten von Fenster zu Fenster, ließen Puppen und Kuscheltiere sprechen. Die Federenkos wanderten später nach Kanada aus und kauften eine Tankstelle. Sie schickten dem Mädchen einen Dollar, von

dem sie sich einen Steiff-Hund kaufen durfte. Ein Dollar war zu der Zeit zwanzig Mark wert.

Die Hezenbergstraße verlief entlang der Bahnlinie. Auf der anderen Seite der Bahnlinie, einer Brachfläche in der Nähe der Neckarsulmer Werke, standen die »Nissenhütten« der Flüchtlinge. Bei Untersuchungen des Gesundheitsamts, die in Klassenräumen stattfanden, hatten die Flüchtlingskinder oft Löcher in den Unterhosen. Die Mutter hatte immer ein paar saubere, geflickte Hosen dabei, die sie den Kindern gab, »damit sie sich nicht schämen« mussten.

In den Neckarsulmer Werken, kurz NSU genannt, wurden zunächst Strickwaren hergestellt und später Autos. Von hier stammte der NSU-Prinz, ein beliebter, preisgünstiger Kleinwagen.

In den »Anlagen«, der Grünfläche diesseits der Bahnlinie, lieferten sich der älteste Bruder und seine Freunde mit den »Feinden« aus dem Nachbarviertel Bandenkriege. Sie schnitzten sich Holzgabeln und schossen aufeinander mit Krampen aus Metall.

Die Wohnung der Familie im ersten Stock hatte ein Wohnzimmer und eine Wohnküche. Das Stockwerk darüber befand sich direkt unter dem Dach. Dort hatte man neben anderen Leuten zusätzlich drei Zimmer gemietet. Ein Schlafzimmer für die Eltern, eins für die drei Kinder und, als der Vater sich selbstständig machte, ein Büro.

Die Zimmer oben waren im Winter eiskalt, der Vater ging manchmal mit Mütze ins Bett. Im Sommer war es glühend heiß, sodass man ständig Durchzug machen musste. Im Büro entdeckte das Mädchen ein altes Grammophon, darauf konnte man auf dicken Schellackplatten mit Rillen »Komm kleines Schwedenmädel, tanz mit mir« abspielen.

Die Bewohner des Viertels »schafften« bei der NSU. Unter der Familie, im Erdgeschoss, wohnte ein alter Mann, der meist Nachtschicht arbeitete. Wenn er mit zerzausten Haaren, im Feinrippunterhemd und mit heruntergerutschten Hosenträgern in der Fensteröffnung erschien und brüllte,

weil es ihm wieder zu laut war, flitzten die Kinder um die nächste Ecke.

In der Küche gab es einen Kohleofen, der gereinigt und beheizt werden musste. Wenn der Schornsteinfeger gefegt hatte, war die Küche schwarz von Ruß.

Man wusch sich am Waschbecken in der Küche, dazu machte man sich Wasser auf dem Herd warm. Zum Baden – ein Luxus, den man sich selten gönnte – fuhr man nach Heilbronn und mietete sich ein Wannenbad. Die kleinen Kinder wurden in Zinkwannen gewaschen.

Fleisch gab es nur am Sonntag, meist ein knubbeliges Stück Rindfleisch, auf dem man ewig herumkaute, bevor man es unauffällig verschwinden ließ.

Für die Vitamine presste die Mutter täglich eine Zitrone aus und verteilte sie mit Wasser und Zucker auf drei Gläser. Obst war teuer, Äpfel, Birnen und Erdbeeren klauten die Kinder in den Gärten der Nachbarn. Wenn sie erwischt wurden, schämten sie sich furchtbar.

Im Küchenschrank stand eine Blechbüchse mit 10-Pfennig-Stücken. Die Mutter ließ das Geld offen im Schrank stehen, um die Ehrlichkeit ihrer Kinder zu testen. Ein, zwei Mal konnten sie nicht widerstehen, sie entwendeten einen Groschen und kauften sich Süßigkeiten. Die Zuckerhimbeeren mit dem kleinen, weißen Stil kosteten drei Pfennig. Die Mutter bestrafte sie, indem sie tagelang nicht mit ihnen sprach.

Am Ende der Straße gab es einen kleinen Krämerladen, dorthin wurde das Mädchen oft zum Einkaufen geschickt, meist mit einem Zettel. Sie durften sich jeden Tag eine kleine Süßigkeit wünschen oder selbst vom Einkaufen mitbringen, zum Beispiel eine Lakritz-Pfeife mit buntem Zuckerteil im Pfeifenkopf. Einmal schenkte eine fremde Frau dem Mädchen eine ganze Tafel rosa und weißes Pfefferminz. Das Kind war so glücklich, dass es nicht aufhören konnte zu strahlen. Es bekam einfach den Mund nicht mehr zu.

Die Mutter rechnete in einem kleinen Oktavheft jeden Pfennig ab und klebte Rabattmarken in ein anderes Heft.

Sie hatte für ihre Kinder zum Draußenspielen Trainingshosen aus den Militärklamotten des Vaters genäht. Die Sachen waren robust, und man durfte sich nach Herzenslust schmutzig machen. Sie waren immer draußen, bei Wind und Wetter. Im Sommer lief man barfuß.

Der Vater, Architekt, hatte sich 1950 selbstständig gemacht. Die Familie konnte sich gerade so über Wasser halten. Er baute 1952 ein Verwaltungsgebäude für die örtliche IG Metall in Neckarsulm in der Salinenstraße. Er war Sozialdemokrat und von 1950 bis 1952 Mitglied des Landtags in Baden-Württemberg. Bei der Landtagswahl 1956 trat er im Wahlkreis Heilbronn-Land erneut für die SPD an, wurde aber nicht mehr gewählt. Als sein Konterfei an jeder Litfaßsäule hing, wurde das Mädchen von Mitschülern gehänselt.

»Du glaubst, du bist was bessers«, sagten sie.

Das Mädchen glaubte nicht, dass ihre Familie besser dran war. Dafür gab es keine Anhaltspunkte, aber es spürte, dass es anders war. Von den Kindern eines aktiven Sozialdemokraten erwartete man, dass sie ihre Ferien im »Waldheim«, einem Freizeitlager der Arbeiterwohlfahrt, verbrachten. Die Kinder weigerten sich. Sie fühlten sich dort nicht wohl. Sie erzählten ihren Eltern, dass die anderen Kinder ihre Arme wie Festungsmauern um ihre Teller legten und das Essen in sich hineinschaufelten. Sie mussten trotzdem hin, aber eine Woche reichte.

1956 gab der Vater seine Selbstständigkeit auf und arbeitete bei der »Bodensee-Wasserversorgung« in Stuttgart-Vaihingen. Er kam nur an den Wochenenden nach Hause. Sie hatten jetzt als einzige Familie in der Hezenbergstraße ein Auto. Einen grünen VW mit kleinem geteiltem Fenster hinten. Manchmal lud der Vater die Nachbarskinder ein, eine Runde um den Block zu fahren, nur so zum Spaß.

Am 17. Juni mussten sich alle Schülerinnen und Schüler vor der Neckarsulmer Grundschule versammeln. Auf der Wiese stand ein Denkmal, auf dem das geteilte Deutschland mit den ehemaligen Ostgebieten abgebildet war. Große Lettern verkündeten: »3 geteilt? niemals!«

Ein Mann, wahrscheinlich ein Mitglied des »Bundes der Vertriebenen«, hielt eine flammende Rede, von der das Mädchen kein Wort verstand. Das Mädchen starrte auf das Bild des geteilten Deutschlands mit den Ostgebieten und sah einen riesigen schwarzen Hundekopf auf rotem Grund. Der Hund hatte zwei vertikale, parallel verlaufende weiße Streifen im Gesicht und griff mit weit aufgerissenem Maul nach einem vor ihm schwebenden großen Brocken.

Als das Mädchen zehn war, wurde die Mauer gebaut. Die Verwandten, die vor dem Mauerbau noch nicht geflohen waren, mussten jetzt in der »Ostzone« bleiben. Das Mädchen las Schilder, auf denen stand, dass man seine Brüder und Schwestern im Osten nicht vergessen sollte. Zu Weihnachten stellte man Kerzen ins Fenster.

In der Adventszeit machte die Mutter Päckchen für »drüben«. In Schuhkartons legte sie sorgfältig Kostbarkeiten wie Rosinen, Schokolade, Nüsse, Gebäck und Bohnenkaffee. Sie hatten keinen Fernsehapparat, aber in der Wochenschau im Kino sahen sie Menschen, die verzweifelt versuchten, über die Mauer zu klettern.

Manchmal kamen Fotos von einem Onkel aus der DDR. Beim Anblick weißer Polstermöbel pflegte die Mutter zu sagen: »Denen geht's besser als uns.«

Die Verwandten mütterlicherseits wohnten in Mannheim. Der Opa, der schon kurz nach 1945 in einer Mietshausruine gestorben war, hatte vor dem Zweiten Weltkrieg ein Rheinschiff besessen. Mit der Fracht, meist Kohle oder Weizen, war er zwischen Mannheim und Emden hin und her gefahren. Das Schiff war im Krieg versenkt worden, das Wrack blieb unauffindbar. Die Mutter führte jahrelange vergebliche Korrespondenz mit dem Lastenausgleichsamt.

Die Fahrt nach Mannheim, drei Kinder hinten, die Eltern vorn, war lang, denn der Vater fuhr nur Landstraße, immer am Neckar entlang. Die Mutter stimmte Lieder an, die sie aus der Nazizeit kannte. »*Schwarz-braun ist die Haselnuss ...*« verbat sich der Vater, aber Lippe-Detmold ging. »*Lippe Detmold, eine wunderschöne Stadt, darin wohnt ein Soldat. Und er muss marschieren in den Krieg ...*« Wenn die Mutter an den Rhein dachte, sang sie das Loreley-Lied »*Ich weiß nicht, was soll es bedeuten ...*« Das Lieblingslied der Kinder war »*Wildgänse rauschen durch die Nacht, mit schrillum Schrei nach Norden ...*« Der mittlere Bruder hatte es bei den Pfadfindern gelernt. Die Mutter kannte das Lied auch von früher her. Wenn der Vater anfing mitzusingen und ein bisschen herumzualbern, ging alles in Gelächter unter.

Die Oma wohnte in einem schwärzlichen Mietshaus in der Neckarstraße, einer breiten Straße, die am Fluss entlangführte. Man konnte den Neckar nicht sehen, denn dazwischen lagen die Bahngleise, gesäumt von Hochspannungsmasten. Die Wohnung der Oma erzitterte von den durchfahrenden Zügen.

Das Mädchen hatte gehofft, ihre Cousinen zu treffen, aber der Bruder der Mutter kam allein. Als er eintrat, ging das Gespräch am Kaffeetisch in ein Flüstern über. Der Onkel, der scharf nach Zigaretten roch, behielt seinen Ledermantel an. Der aufgestellte Kragen verdeckte halb das dunkelbraun gegerbte Gesicht. Die Oma schenkte ihm einen Cognac ein, den er hastig austrank.

Es hieß, Hitler hätte ihn zuletzt noch in seine Leibgarde aufgenommen, da er stark, sportlich und schön war. Durch seine Kriegserlebnisse habe er mit dem Saufen angefangen.

Die Geschichte ihres Sohnes war schwer zu ertragen für die Oma, denn sie war immer gegen Hitler gewesen. Sie hatte heimlich BBC gehört. Als ihre Tochter auf dem Schiff ein Hitlerbild an die Wand gehängt hatte, hatte sie es in den Rhein geworfen. »Es tut mir leid, aber der Adolf ist mir beim

Putzen runtergefallen. Das Glas war zersplittert«, sagte sie später zu ihrer Tochter.

Zwölf Geschwister hatte die Oma. Manchmal besuchten sie die jüngste Schwester und ihren Mann. Auch sie lebten in einer Einzimmerwohnung in einem Altbau. Ihr Mann war Arbeiter bei »Continental«. Sie saßen in der Küche, denn die »gute Stube«, zugleich das Schlafzimmer, wurde geschont. In dem stets ungeheizten Zimmer gab es einen klobigen Fernseher, ein massiges schwarzes Buffet mit dem guten Kristall und ein Doppelbett, auf dem sogenannte »Paradekissen« drapiert waren. Das waren riesige Kissen mit Seidenbezügen und einem Knick in der Mitte. Die Tante war stolz auf ihre Einrichtung, die sie sich sauer verdient hatte. Sie ging putzen. Der älteste Großneffe sollte nach ihrem Tod den Fernseher erben.

Auf dem winzigen Balkon, von dem man in schwarze Hinterhöfe blickte, standen abgestoßene, schwarzfleckige Emaille-Töpfe mit Essensresten, die die Tante noch aufwärmen wollte.

Der Onkel schlug Schlagsahne mit einem Handrührgerät und piff dabei Opernmelodien. Später würde die Mutter anerkennend sagen: »Der Onkel ist ein einfacher Mann, aber er kann Opernmelodien pfeifen.«

Wenn sie in der Weihnachtszeit auf dem Weg nach Hause durch die Mannheimer Innenstadt fahren, sog das Mädchen Großstadtflair ein. Es konnte sich nicht sattsehen an den Spielzeugauslagen der großen Kaufhäuser. Da kreisten elektrische Eisenbahnen in fantastischen Landschaften, und überlebensgroße, pelzige Stofftiere winkten freundlich. Auf den großzügigen Boulevards, über die Zelte von Lichterketten gespannt waren, wuselten Menschen mit Einkaufstüten.

***Sylvia Lenz***<sup>®</sup>

## **Winter in den Fünfzigern**

Es schneit, Eisblumen schmücken morgens die Fenster. Meine Urgroßmutter steigt vorsichtig die Treppe vom Schlafzimmer herunter. »Was ist los Sylvia? Immer mit der Ruhe.«

Doch ich setze mir schon die Pudelmütze auf, schnüre die mit Fell gefütterten Stiefel, die mir vorne an den Zehen drücken, und streife mir die Fäustlinge über.

»Es schneit schon wieder! Und ich bin schon spät!«, ruf ich ihr zu.

Ich lebe bei meiner Urgroßmutter – für mich Oma Anna – und helfe ihr, wo ich kann. Ich bin ein Oma-Kind. Meine Eltern leben zwar in dieser Stadt, aber wir besuchen sie nur am Wochenende. Sie sind häufig betrunken, und dann gehen wir schon nach ein paar Minuten wieder nach Hause. Es heißt, sie haben Schlimmes erlebt.

Ums Schneeschieben und Streuen muss ich mich kümmern – das kann sie in ihrem Alter nicht mehr.

Ich greife mir den Ascheeimer aus der Küche. Draußen taste ich mich mit kleinen, tapsigen Schritten auf dem gefrorenen Boden zum Schuppen vor, um Schaufel und Besen zu holen. Ich rutsche und falle aufs Eis. »Oh nein!« Die Asche schmückt jetzt meinen ganzen Unterkörper – alles grau.

»Ha, ha, Sylle muss wieder Schnee schieben. Hast du wieder Aschenputtel gespielt?« So höre ich sie schon in Sprechchören rufen und mich anfeuern. Ich merke, wie mir allein bei der Vorstellung trotz der Kälte ganz heiß wird. Mir

steigen Schweißperlen auf die Stirn und Tränen in die Augen. Meine Hände zittern. Doch ich will keine Schwäche zeigen.

Ich haue mit der Schaufel umso kräftiger aufs Eis, um es zu brechen. Mit dem Besen, den ich mit beiden Händen umfasse, fege ich die Eisschollen an die Seite. Hier türmt sich schon ein Berg auf, halb so groß wie ich.

Plötzlich trifft mich ein großer Schneeball hart an der Schulter, ich lande mit dem Gesicht als Erstes in dem Berg aus Eis und Schnee. Schaufel und Besen fallen zur Seite. Ich weine und schreie. »Na wartet, das kriegt ihr zurück!«

»Hey, Sylle, zu uns brauchst du nicht kommen zum Schneefegen, bei uns erledigt das mein Vater!«

»Glaubt ihr denn, mir macht das Spaß? Einen Vater hätte ich auch gerne!« Die Tränen strömen, die Nase läuft. Genau das wollte ich vermeiden. Nur nicht weinen, nicht weinen, ermahne ich mich selber. Aber diese Bande hat mich wieder zum Äußersten getrieben.

Die Schulglocke läutet. Im Vorbeilaufen verstaue ich Besen, Schaufel und Eimer im Schuppen.

»Du hast ja noch gar nichts gegessen«, ruft Oma.

»Keine Zeit, muss los.«

Gleichzeitig mit Frau Brandt, unserer Lehrerin, komme ich im Klassenzimmer an.

»Es wird bitterkalt heute Nacht«, bemerkt Oma am Abend. Für mich ist es das Stichwort: Kohlen reinholen! Mir schaudert bei dem Gedanken, draußen im Schuppen zwischen all den Ratten die Kohlen in die Eimer zu füllen. Ich werfe noch schnell die letzten Eierkohlen in den Ofen, dann sind beide Eimer leer. Besorgt schaut Oma mich an. Sie reicht mir gleichzeitig Mantel, Stiefel, Mütze und die leeren Eimer.

Draußen kann ich meinen Atem sehen. Silbrig grau und dunstig schwebt er um mich herum im Dämmerlicht. Es schneit, und die Stille legt sich wie ein Netz um mich und

meine Eimer. Es sind nur ein paar Schritte zum Schuppen, aber die werden in dieser Kälte und Finsternis fast zur Ewigkeit. Wenigstens rutsche ich nicht aus.

Endlich, ich fühle die Schuppenwand. Eine Tür gibt es nicht, alle Tiere können im Winter hier Zuflucht finden.

Im Schuppen sinke ich auf die Knie und taste mich vorsichtig auf allen Vieren vorwärts. Meine Gedanken kreisen. Erst die Eierkohlen, die normalen, billigen, die schnell wegbrennen. Dann die Kokskohlen, die länger brennen, mehr Hitze ausstrahlen und deshalb auch teurer sind. Zum Schluss die Briketts. Ich höre Geräusche, atme nicht mehr und hocke stocksteif und ganz still. Ich stelle mir vor, eine Ratte liefe über meine Hände. Mir schaudert. Ich richte mich auf, klatsche in die Hände und schreie: »Geht weg, geht weg ihr blöden Viecher!« Ängstlich taste ich mich zum zweiten Eimer bei den Briketts und fülle ihn. Da reibt etwas an meinen Fußknöcheln entlang. Doch genauso schnell wie es kam, ist es auch schon wieder vorbei. Weinend trage ich jetzt, aufrecht gehend, den zweiten Eimer hinaus, bringe ihn ohne abzusetzen in die Küche und hole dann auch den anderen herein.

Nachdem ich mich beruhigt und aufgewärmt habe, lege ich eines von den Briketts in den Backofen. In Zeitungspapier gewickelt wärmt es später das Fußende meines Bettes an. Zwei neue Briketts – ebenfalls umwickelt – brennen langsam die ganze Nacht im Ofen durch. Am nächsten Morgen ist noch Glut da, und so ist es einfach, ein frisches Feuer für den Tag anzufachen.

Es ist Bettzeit, das Schlafzimmer eiskalt. Aber mein Bett fühlt sich wohlig warm an. »Ja!« Ein Grieben geht über mein Gesicht, und ich bereue es nicht, wieder und immer wieder für die Kohlen in den Schuppen zu müssen.

# ***Peter Knauth***<sup>®</sup>

## **Von der Grenze ins Gefängnis**

Der Sozialismus, wie in der DDR praktiziert, war nicht meine Vorstellung vom Leben. Im Januar 1946 geboren, musste ich doch vieles in meiner Kindheit entbehren. Es fehlte an allem. Hunger war eigentlich mein ständiger Begleiter. Das nun alles allein auf die DDR zu schieben, wäre falsch. Mein Elternhaus verdiente diese Bezeichnung im herkömmlichen Sinn auch nicht. So kam der Staat seiner Fürsorgepflicht nach, und ich kam in ein Kinderheim. Sozialistische Erziehung war angesagt. Die Einheitskleidung, mit der wir schon von weitem zu erkennen waren, machte das Wohlfühlen nicht besser. Fast jeden Monat kam ein ehemaliger Widerstandskämpfer und erzählte vom Widerstand gegen das NS-Regime. Oftmals waren diese Männer im KZ Buchenwald gewesen. Die Guten waren immer nur die Kommunisten. Davon, dass dieses KZ nach 1945 von den Sowjets weiter betrieben wurde, hörten wir keine Silbe. Wir hatten eine »Paten-LPG«, da gab es riesige Felder, auf denen wir Rüben verziehen mussten. Die Knie waren danach immer wund. Arbeiterkampflieder kenne ich noch heute alle. 1961 dann der Bau der Mauer.

Mich lockte der »Westen« – Paris, Rom, London, New York waren meine Sehnsüchte. Kaum die Lehre beendet, machte ich mich auf – in Richtung Westgrenze. Bereits im Sperrgebiet wurde ich abgefangen und verhaftet. Bei den Vernehmungen wurde mir tagelang der Schlaf entzogen,

kaum dachte ich, es ist vorbei, ging es wieder zur Vernehmung. Ich hatte niemandem erzählt, dass ich »abhaue«, nur so hatte ich Personen schützen können, und verraten konnte ich auch keinen.

Ich sollte den Sicherheitsorganen der DDR dankbar sein, dass sie mich vor diesem Schritt bewahrt haben, sagte der Richter. Ich war nun 18 Jahre und bekam 18 Monate Zuchthaus. Zuchthaus gab es damals noch. Ich war überzeugt, dass meine Liebe zu unserem Staat durch diese Strafe nicht besser würde. »Ich nehme das Urteil nicht an«, waren meine Worte. Ich ging in Berufung. Dadurch war ich aber auch über sechs Monate in Einzelhaft. In der Berufung wurde mein Urteil bestätigt. Ich lehnte wieder ab und ging in Kassation. Die wurde gleich verworfen. Mit dem sogenannten »Grotewohl-Express« (so hießen die Gefangenentransporte der Deutschen Reichsbahn) ging es nun von Haftanstalt zu Haftanstalt. Warum auch immer. Frühzeitig aus der Zelle (wir mussten »Verwahrraum« sagen), Effekten nehmen und ab zum Bahnhof. Der »Grotewohl-Express« stand immer außerhalb des Bahnhofs auf einem Abstellgleis. Durch unterirdische Gänge, die ich mir überhaupt nicht in dieser Größe und Vielfalt hätte vorstellen können, wurden wir dahin geführt. In den Waggonen war es sehr eng und im Winter eiskalt. Stundenlang standen wir so da, irgendwann wurde angekoppelt, bis wieder Stillstand war. Unser Ziel erreichten wir immer erst nach langer Zeit. Wir wussten vorher nicht, wohin die »Reise« ging. Doch einmal angekommen, wurde es uns mitgeteilt. Die Adresse brauchten wir ja, um Post zu empfangen. Zwanzig Zeilen im Monat waren erlaubt. Natürlich musste der Brief offen sein und wurde vorher gelesen. Über die Anstalt oder den Prozess etc. durfte nichts geschrieben werden. Wenn ich heute im Fernsehen sehe, wie es heute in den Haftanstalten zugeht ... - Ich unterlasse es lieber, noch näher darauf einzugehen.

Ich konnte mich immer schwer anpassen und musste mehrmals in den Arrest. Nur jeden dritten Tag warmes Essen, ansonsten fünf Scheiben Brot und etwas Margarine. An Wurst oder Käse erinnere ich mich nicht mehr. Jeden dritten Tag gab es noch einen Löffel Zucker. Die Liege war wie in der Einzelhaft am Tag hochgeschlossen. Nichts mit faul rumliegen. Es gab aber Hofgang, ich glaube zwanzig Minuten im Kreis. Mit folgendem Ablauf: Raustreten vor den Verwahrraum, wenn alle standen: Ablauf. Der Erste die Treppe runter, im Hof war ein Kreis mit Strichen in bestimmtem Abstand. Der Abstand war so, dass man sich nichts zustecken oder zuflüstern konnte. Erst wenn der Erste an seinem Strich stand, durfte der Zweite runter usw. Dann im Kreis marsch! Der Abstand zum Vordermann musste eingehalten werden. Zum Schluss derselbe Ablauf, nun umgekehrt. Es gäbe noch viel zu berichten über diese Haftzeit, aber ich merke, wie Bilder und Erinnerungen in mir hochkommen und schmerzen, deshalb lasse ich es lieber.

Nach meiner Haft musste ich mich bei der Abteilung Inneres melden. Ich bekam Arbeit im Rahmen der kollektiven Erziehung im VEB Leipziger Eisen und Stahlwerk (LES) zugewiesen. Dabei hatte ich von Beruf Bäcker gelernt. Einmal pro Woche musste ich mich bei der Volkspolizei melden, und ich bekam einen sogenannten PM12-Ausweis. Mit diesem Ausweis durfte man nicht einmal in der DDR hinfahren, wohin man wollte. Man war gebrandmarkt. Durchgedreht bin ich, als ich in einer Brigade-Versammlung im LES Rechenschaft ablegen sollte, wie ich gedenke, alles wieder gutzumachen, was meine Verfehlungen gegenüber der DDR betrafen. Das war endgültig zu viel. Mir wurde immer klarer, dass meine Zukunft nicht die DDR sein konnte. 1968 versuchte ich noch einmal, die DDR zu verlassen. Diesmal gelang mir die Flucht.

1992 hatte ich meinen Termin zur Stasi-Akteneinsicht.

Vieles, was die sogenannten IM über mich geschrieben und berichtet haben, war erfunden und erlogen. Man hat

mir sehr geschadet. Sogar ein Kontakt zu einer Fluchthilfegruppe wurde mir angedichtet. Kommerzielle Fluchthilfe hatte ich immer abgelehnt. Ein Einziger dieser IM der Stasi war bereit, mich zu empfangen, um mir zu erzählen, warum er mich angeschwärzt hatte.

Ich kann nicht frei sein, ohne zu vergeben. Hass frisst die Seele auf. Ich bin frei!

Heute erschreckt mich, wie wenig Menschen unter 40 Jahren über die DDR wissen. Auch die Ostalgie - »Es war doch nicht alles schlecht bei uns« - kann ich nicht nachvollziehen.

Für mich war die DDR in ihrer Gesamtheit schlecht.

Ich bin froh, dass es die Wiedervereinigung gab, auch wenn nach meiner Meinung die Treuhand nicht gut für die DDR war. Für mich zählt, dass die historische Chance zur Wiedervereinigung genutzt wurde.